

Josi Schlichting

XY

Das Kind

Roman

LESERPROBE

AAVAA
VERLAG

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Copyright des Covers und der Rückseite: Crístofer Pérez Díaz und Jonathan Díaz Armas

Copyright des Autorenportraits: Sabrina Pflüger

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2132-7

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2133-4

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2134-1

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2135-8

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Buches sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Prolog

Johann atmete tief ein, so tief, wie man im Schlaf nur atmen kann. Wie unfair friedlich er neben mir lag, während mein Magen danach schrie, ausgepumpt zu werden. Ein Blick zur Schlafzimmertür verriet mir, dass meine Kotze auf dem Teppich landen und mich für immer an diese Nacht erinnern würde. Ich beschloss dennoch, die zehn Schritte auf mich zu nehmen. Auf dem Weg in mein Badezimmer stolperte ich über Kleidung und prompt wurden zehn Schritte zu zwanzig. Die kühlen Fliesen des Bads fingen meine Knie auf und betäubten sie bis feststand, dass mein Magen nichts hergab. Entkräftet lehnte ich mich zurück. Neben dem Klo lag mein Handy. Sofort rief ich Lore an, um das Sortieren meiner verschwommenen Erinnerung zu stoppen. Sie nahm den Anruf an, bevor ein Freizeichen die

Leitung verlassen konnte. Als ich hörte, was sie sagte, stellte ich mir vor, wie sie auf ein Lebenszeichen von mir gewartet haben muss. Kein "Hallo, wie geht's?" verließ ihre Lippen. Nur Gebrüll.

Das Getrommel in meinem Kopf bewegte meine Hand instinktiv zum Lautstärkeregler. Ich wollte abwarten, bis sie entschied, in einem normalen Ton mit mir zu sprechen. Vergeblich.

"Was fällt dir ein, du Schlampe? Glaubst du, du kannst mich einfach stehen lassen, weil du gerade den Lappen von Johann brauchst, um schließlich festzustellen, dass du irgendwie zu viel hattest? Fick dich, Karla." Das Telefonat war beendet, bevor ich auch nur einen Ton von mir geben konnte. Perplex sah ich zur Badezimmertür, die sich drehte: "Kaffee?", lächelte es aus Johanns Bart.

"Ich glaube, es ist besser, wenn du jetzt gehst", sagte ich, um es gleich wieder zu be-

reuen. Ich wollte mir aber auch nicht einreden, dass er nichts dafür konnte, weil er eben nichts dagegen unternommen hatte. Ich auch nicht. Er verließ das Badezimmer ohne Widerworte. Ich hörte, wie er im Nebenraum und im Flur seine Kleidung eilig zusammensuchte. Dann hörte ich die Eingangstür ins Schloss fallen. Eine Sekunde später sprang ich auf. Der Boden schlug Wellen. Ich wollte ihm folgen, stieß aber gegen Bücher und fiel kurz vor meiner Eingangstür auf weiche Kissen. Der fensterlose Flur, der einem Hürdenlauf glich, spielte in meinem Leben die Rolle der Höhle, die sich Kinder bauen. In dem Augenblick war er aber tränenfördernd. Und das nicht nur, weil sich mein kleiner Zeh verstaucht anfühlte.

Über mir hing ein Foto von Lore, das sie selbst dort platzierte, nachdem sie das Bild von Johann und mir entsorgt hatte. Es war ein DIN-A4-Porträt, aus dem sie mit ihrem über-

schwänglichen Lächeln zu mir herabsah. Ich konnte nachvollziehen, warum viele sie für verrückt erklärt hatten, hoffte aber noch immer, dass es einfach ein ausgeprägtes Liebesbedürfnis war, das sie zu diesem auffällig psychopathischen Verhalten veranlasste. Irgendwann würde Lore sich wieder beruhigen. Scheiße - dachte ich - Scheiß Alkohol. Ich schwor mir zur Abwechslung nicht, nie wieder zu trinken. Ich würde aber kürzer treten müssen. Ohne Alkohol und am besten ohne Johann und ohne Lore. "Lore", sagte ich zu ihrem Foto, "wir sollten darauf anstoßen, dass ich dich los bin. Reicht eben manchmal nicht, tausendmal zu erklären, dass zwischen uns nichts außer Sex ist. Ich wollte keine Beziehung." Ich sah zur Tür, die Johann leise hinter sich geschlossen hatte, "und schon gar nicht mit der manisch depressiven Lore. Eher noch mit dir." Der arme Johann. Ich hatte das Telefon noch in der Hand, sah Lores Nummer,

während ich es entsperrte, dachte aber an Johann. Vier, fünf Mal läutete es aus dem Hörer, länger als gewöhnlich.

"Hab ich was vergessen?", hörte ich Johanns sanfte Stimme fragen.

"Nein, du hast nichts vergessen."

"O. k.", sagte er. Dann schwiegen wir, wie wir es oft taten, wenn wir telefonierten. Meistens, weil ich mich einsam fühlte. "Ich lege jetzt auf", flüsterte er viel zu früh.

"Warte, bitte. Bist du schon in der Bahn?"

"Nein. Ich stehe noch vor deiner Tür."

Ich ließ ihn wieder herein, kletterte über Büchertürme in die Küche und stellte die alte Kaffeemaschine an. Die einzige Küchenmaschine, die ich besaß.

Schweigend hingen wir über unseren Kaffeetassen und ein Rauchvorhang fiel zwischen uns. "Ich liebe es, zu Hause Kaffee zu trinken, weil mir hier niemand verbieten kann zu rauchen. So ist es doch gleich viel schöner, oder?"

Ich grinste, obwohl es mir egal war, ob man mir verbieten könnte, in den eigenen vier Wänden zu rauchen. Johann spielte mit seinen Barthaaren. "Du versuchst die Stille zu vermeiden", stellte er fest. "Außerdem starrst du ständig auf die Straße". Er lehnte die Zigarette ab, die ich ihm anbot, und redete weiter. "Suchst du wen? Lore vielleicht? Ich glaube, die bist du endgültig los." Sein Pragmatismus machte mich wütend, auch wenn er recht hatte.

"Ich wollte weder dich noch sie verletzen. Wieso ist denn alles so kompliziert?" Worte kann man nicht zurücknehmen. "Scheiße Johann, so war das nicht gemeint. Du weißt, dass ich dich liebe. Auf meine Weise. Freundschaftlich."

Er erwiderte mein Lächeln nicht. "Dass du versuchst, es zu erklären, macht es nicht besser. Du hast dich verändert. Du fluchst. Du rauchst."

"Ja, Mama." Ich sah aus dem Fenster.

"Ich weiß, dass du dem Thema aus dem Weg gehst. Du hattest dich so gut gefangen. Was ist passiert, dass dich das wieder so zurückwirft?" War er eifersüchtig? Besorgt?

"Es geht nicht um dich. Ich weiß nicht, wie das gestern passieren konnte ..."

"Keine Sorge, das wollte keiner von uns und ich werde auch nicht wieder darüber sprechen. Ich meine dich! Du hast die Bahn der ruhigen, bedachten, strebsamen Karla verlassen, nachdem du fast zwei Jahre lang zufrieden damit gefahren bist. Was ist passiert?" Er nahm meine Hand und suchte meinen Blick. Ich wich ihm aus.

"Wusstest du, dass sie den Nobelpreis kriegen soll?"

"Ach, Karla", seufzte er. Es war so ein Seufzer, den Menschen von sich geben, wenn sie keine Lust mehr haben den gleichen Mist immer und immer wieder zu hören.

"Bemitleide mich nicht. Ich will kein Mitleid. Ich finde es selbst verrückt. Glaubst du, ich wollte mich wieder so fühlen? Sie lebt in dieser anderen Welt! Sie ist die Unerreichbare und ich der Groupie, den sie nie richtig wahrgenommen hat." Jetzt fand ich mich selbst bemitleidenswert.

"Sie hat schon immer nur die Arbeit vor Augen gehabt und nichts weiter. Es war doch nur eine Frage der Zeit, bis sie ihren Durchbruch feiern würde." Er hatte recht. Und trotzdem warf mich genau das aus der Bahn. Sie hatte ihren Durchbruch gehabt und ich wusste, dass sie nie so weit gekommen wäre, wenn sie damals mehr Zeit mit mir verbracht hätte. Stattdessen hatte sie sich für die Forschung entschieden.

"Mich allein trifft die Schuld. Ich hätte bei ihr bleiben können, sie unterstützen können. Stattdessen bin ich gegangen, um ihr für immer die Schuld an meiner Einsamkeit zu ge-

ben." Das Blut in meinem Kopf pochte. Ich fühlte, wie die Sonnenstrahlen direkt in meine Augen stachen. Ich versuchte die Erinnerung an früher zu verdrängen. Ein Blick in Johanns Gesicht reichte aus, um mich wieder erbärmlich zu fühlen. "Keine Sorge, das wollte keiner von uns und ich werde auch nicht wieder darüber sprechen." Wir wussten beide natürlich nicht, dass wir seit wenigen Stunden für ein neues Leben verantwortlich waren.

Kapitel 1

Die Hotellobby war im Jugendstil gestaltet. Der Innenarchitekt muss eine Vorliebe für antike Möbel gehabt haben, als er das hier plante. Weißer Stuck und Zierprofile an den Wänden, ein gigantischer goldener Kronleuchter, der von der hohen Decke hing und die dunkelbraunen Ledersofas und -sessel waren zwar beeindruckend, aber schrecklich unpassend. Zu einem Genforschungszentrum gehörte eine sterile, grelle Rezeption, die nach Desinfektionsmittel roch. Ja, das Hotel war eine Art Alibi, aber wer wusste heutzutage nicht, dass sich darunter diese Forschungsstätte befand?

In der Ecke neben dem Eingang stand ein gigantisches Bücherregal aus Mahagoniholz. Es hielt so viele Bücher, wie ich sie auf einem Haufen nie zuvor gesehen hatte. Ich schätzte

die Zahl auf zweitausend. Das war wahrscheinlich sogar untertrieben. Ich wollte aufstehen, mit der Hand über die Buchrücken fahren, aber meine Finger krallten sich in die Lederlehne und ich starrte sie bloß an. Und wartete. Niemand kam. Meine Suche nach Beschäftigung fand ein Ende, als ich anfang, die Gemälde im Raum zu zählen. Fünfundfünfzig, sechsfundfünfzig ... Langeweile. Es war für mich das erste Mal, dass ich so lange warten musste. Etwas Gutes hatte es, dachte ich, weil meine Krankheit nicht so lebensbedrohlich sein konnte, wie ich befürchtete, als mich meine Ärztin sofort herschickte. Ich zwang mich, den Raum weiter zu verinnerlichen. Das Leder und das dunkle Holz hätten die Atmosphäre düster wirken lassen, wenn die Kronleuchter nicht mit ihrem gleißenden Licht einen Hauch Futurismus auf das antike Mobiliar gelegt hätten. Mitten im Raum ragte zudem eine elfenbeinfarbene Statue in die

Höhe. Athene stand vor mir. Beschützend. Bereit ihr Leben für diejenigen zu lassen, die sich hinter ihr befanden. Mit dem Kopf im Nacken starrte ich die Göttin und die Muster an der Tapete über ihr an. Blumen und Girlanden versteckten jeden ruhigen Fleck. Mir wurde schlecht.

Als ich am Morgen zu meiner Ärztin ging und direkt im Eingang des Genesungszentrums beim Körperscanner stehenbleiben musste, dachte ich nicht, dass ich in diesem Forschungszentrum landen würde. Ein Scanner stach in meinen Finger und führte auf der Stelle einen Bluttest durch. Das Ergebnis teilte mir meine Ärztin nicht mit. Sie führte mich lediglich zum Hyper-Loop, setzte mich in eine Individualkapsel und gab als Ziel das Forschungszentrum ein. Ich hasste Individualkapseln. Ich konnte auch die Hyper-Loops nicht besonders leiden. Schnellzüge machten mir Angst. Johann ärgerte es immer, wenn ich

über den Fortschritt herzog und ich verstand nicht, warum er ihn mochte. Alleine in einer viel zu engen Hochgeschwindigkeitskapsel zu sitzen gehörte nicht zu meinen Lieblingsbeschäftigungen.

Ich war froh darüber, dass ich wenigstens meinen Chronographen trug, auf dem genügend Bücher gespeichert waren. Wenn mich die Warterei nicht völlig verrückt gemacht hätte, wäre ich vielleicht sogar zum Lesen gekommen. Dass mein Outfit aus einem Jogginganzug bestand, fiel mir erst auf, als ich mich mit dem geleckten Raum verglich, in dem scheinbar ein Großteil der Steuern Berlins steckte, wenn nicht ganz Europas.

Mein Unterleib zog sich zusammen, und dass ich auf nüchternen Magen zum Arzt sollte, reizte meine Geduld aus. Außerdem wusste ich, dass ich sie hier wiedersehen würde. Ich wollte zur Ärztin, weil mir seit Tagen übel war. Die Jogginghose hatte dafür mehr als ge-

reicht. Der Ärztin war mein Outfit mit Sicherheit egal. Nicht nur das, auch ich war ihr sicherlich egal, wenn sie mich ohne Schmerzmittel wegschickte. Und noch viel wichtiger: ohne Erklärungen. Die Ankunft im sagenumwobenen Forschungszentrum ersetzte das erhoffte Rezept. Nach zehn Minuten in der Kapsel kam ich, von Würgereizen begleitet, im Forschungszentrum am anderen Ende der Stadt an.

Eine Frau mit einer weißen Bluse und einer grauen Fliege unterbrach meine Gedanken. Als sie vor mir stand, erkannte ich dunkelbraune, fast schwarze, große Augen und eine Narbe über ihrer rechten Augenbraue. Ihre dunkelbraunen Haare waren perfekt zurückgezogen und mit kaum sichtbaren Haarspannen fixiert.

"Anna Bavarro Fernández", sagte sie und reichte mir die Hand. Sie drückte sie fest. Mir taten die Finger weh. Als sie losließ, blieb Käl-

te zurück. Dann bemerkte ich ihre steife Haltung und dass sie ein paar Zentimeter größer war als ich. Auch ihre Schultern schienen durch den Stock im Hinterteil breiter. Sie strahlte Dominanz aus. Ich vergaß selbst meinen Namen zu nennen, was ich glücklicherweise gar nicht musste.

"Karla Raingot, hoffentlich haben wir Ihre Geduld nicht überstrapaziert", sagte sie auf meinen Chronographen blickend. "Welch ein scharfes Hologramm, die Technik heutzutage ist angsteinflößend, nicht wahr?" Ohne eine Antwort abzuwarten, führte sie mich über persische Teppiche zum Fahrstuhl. An dieser Stelle endete die warme Jugendstil-Welt. Wir fuhren in das erste Obergeschoss, wo uns ein steriler, greller Gang hinter den Fahrstuhltüren erwartete. Es war eine Genugtuung, endlich den Gestank von Desinfektionsmittel wahrzunehmen. Hier fühlte ich mich richtig und auch meine Furcht durfte es sich hier

gemütlich machen. Schlagartig wühlte mich die Übelkeit wieder auf und bewies mir gehässig, dass ich nicht träumte. Vom Fahrstuhl auf dem Weg zum nächsten Ziel verpasste ich die meisten Details, wegen meiner Bemühungen, nicht umzufallen.

Anna Bavarro Fernández erklärte mir, dass wir bald wieder in schönere Räume kommen würden, aber ihre Stimme erstarb nicht zuletzt in meinen Ohren, als ich das riesige Gemälde über der vor uns liegenden Tür erblickte: Dr. Maren Baums eisblaue Augen bohrten sich in meine. Sie lächelte zufrieden und schüttelte Dr. André Sergejevs Hand, der ebenfalls in meine Richtung lächelte. Beide hielten symbolisch Reagenzgläser in den Händen. Ich hatte das Gemälde vor einigen Jahren schon einmal gesehen. Es wurde im Stadtrathaus ausgestellt, als beide Wissenschaftler die Fusion ihrer Forschung öffentlich ankündigten.

André Sergejevs rosafarbene Herrenlack-schuhe verliehen dem Ganzen eine gewisse Absurdität. Ich schmunzelte und es fiel mir schwer, mit ernststen Erwartungen durch die nächste Tür zu gehen. Frau Bavarros diskretes Räuspern riss mich zum zweiten Mal aus meinen Gedanken. Etwas verwirrt folgte ich ihr in einen lichtgefluteten, von Kittelträgern und Reagenzgläsern gefüllten Raum. Kaum einer der rund zwanzig Forscher schaute auf.

"Frau Bava Pferde", stotterte ich, "wissen Sie, wie lange ich bleiben muss? Was genau muss ich hier machen?" Eine mir sehr bekannte, belustigte Stimme hinter mir korrigierte mich: "Frau Bavarro Fernández ist meine Assistentin und wurde nur damit beauftragt, dich herzubringen, sonst nichts." Ich drehte mich um. Sie stand direkt vor mir.

"Maren ..." war alles, was meine zittrige Stimme von sich gab, bevor sie brach. Ich hustete. Frau Assistentin fragte, ob ich Wasser

wolle, doch ich winkte ab. Ich wusste, wie rot ich geworden sein musste, und errötete gleich vor Scham ein bisschen mehr. Ich fühlte Maren's Augen auf mir und versuchte ihren Blick nicht zu erwidern. Ich erinnerte mich an meinen Bruder, der es immer schaffte, meinen Blick in seine Richtung zu lenken, wenn er tat, als wäre dort etwas Sehenswertes. Dann sah ich zu ihr.

Wir sahen einander zu lange an. Hilfesuchend wandte ich mich zur Assistentin um, aber da war kein Verständnis zu erwarten. Wie auch? Sie kannte mich nicht. Also sah ich wieder zu Maren und ihrer Pokermiene: "Ich weiß nicht, warum genau ich hier bin. Eigentlich würde ich gerne wieder gehen."

"Ich habe dich nicht aus einer Laune heraus hergeholt." Sie redete, als habe sie meine Skepsis erwartet und eine Antwort einstudiert: "Es stimmt, dass du im Grunde keine Wahl hast, aber ich will versuchen, dir zu er-

klären, warum du hier bist. Dein Aufenthalt soll so angenehm wie möglich sein." Das Bild zweier Mäuse, die Nacht für Nacht die Welt-herrschaft an sich reißen wollen, kam mir in den Sinn. Dann überlegte ich, ob ich Dr. Sergejev mit den pinkfarbenen Schuhen kennenlernen würde.

"Aufenthalt?"

Ich fühlte mich schwach neben ihr, wie schon damals. Wie wohl fast jeder in ihrer Nähe. Sie stand selbstsicher und ruhig vor mir, während ich mich wie eine zitternde Ameise fühlte. Sie sprach freundlich aber bestimmt, ohne den Blick von mir abzuwenden. Johann hätte ihr wahrscheinlich direkt ins Gesicht gespuckt, wäre er hier.

"Also Karla, du bist schwanger."

Stille. Niemand rührte sich. Sie und ihre Assistentin blieben wachsam, als erwarteten sie eine ausrastende Patientin. Ich wartete aber auf mehr. Dass ich schwanger war, war uner-

wartet und vielleicht eine Erklärung für die andauernde Übelkeit, aber kein Grund mich in einer Hochgeschwindigkeitskapsel in das Forschungszentrum zu schicken.

"Es wird ein Junge."

Jetzt, da ich nicht wegrennen konnte, bekam ich diesen Zusatz zu hören und alles passte plötzlich zusammen. Wunderbar. Grundsätzlich keine schockierende Nachricht. Keine, die mein Leben gefährdete. Zumindest nicht, wenn ich normal gewesen wäre. Oder eher das Kind. Scheinbar war es üblich bei Schwangerschaften, sobald sie festgestellt wurden, zu ermitteln, welches Geschlecht der Fötus ausbilden wird. In manchen Fällen gelang es früh. Wie bei mir. Und dann musste das natürlich sofort gemeldet werden. Die Meldepflicht der Frauenärzte war mir geläufig aber nie wichtig genug gewesen. Das alles kam mir auch korrekt und nachvollziehbar vor. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich selbst

betroffen war. Bis dahin hatte ich keinen Kinderwunsch und ohnehin keinen Partner. Plötzlich hatte ich keinen Kinderwunsch, keinen Partner, jedoch ein Kind in mir.

Ein Junge wuchs in mir heran. Und ich verfluchte ihn bereits in dem Augenblick, in dem ich von seiner Existenz erfuhr. Nachrichten über schwangere Frauen, die verschwunden sind, breiteten sich vor meinem inneren Auge aus. Vermutungen darüber, dass sie Jungen erwarteten und zu Forschungszwecken gebraucht wurden, gab es wie Sand am Meer. Ich wurde misstrauisch. Ein Gefühl, das ich nicht kannte, überkam mich und unter mir schlug der Boden Wellen. Meine Hände zitterten. Ein Blick zur Assistentin reichte und die ungesunde, paranoide Stimme in mir riet mir, hinauszurennen. Doch ich konnte mich nicht rühren. Stattdessen füllten sich meine Augen mit Tränen und ich begann zu schluchzen wie ein Kind. Ich heulte vor ihren

Augen und es kam mir so vor, als würde sich niemand um mich herum auf mich zu bewegen. Ich biss auf meine Lippen. Ich wollte mich selbst schlagen.

Ein Junge. Wie war es möglich? Ja, ich hatte mit Johann geschlafen. Verdammter Alkohol. Wie gern ich etwas davon gehabt hätte. Verdammte Gedanken. Wieder kreisten sie um alles, woran ich mich aus jener Nacht erinnerte.

Ich hatte sogar versucht mit dieser Einen zu tanzen, nachdem mich Johann daran erinnerte, wie lange ich bereits niemanden mehr näher an mich herangelassen hatte. Außer der psychopathischen Lore. Aber wie kam ich dazu, mit Johann zu schlafen? Ich verfluchte meine Einsamkeit und meinen Leichtsinns! Ich fing an zu würgen.

Als ich mir an die Stirn fasste und wünschte meine Hände hätten die Temperatur der Hände der Assistentin, legte sie zu meiner

Überraschung doch verständnisvoll - oder zumindest Verständnis heuchelnd - ihre Hand auf meine Schulter und reichte mir ein Glas Wasser. "Geht es Ihnen nicht gut?", fragte sie. Ich hob meinen Blick und sah in ihre nachtschwarzen Augen, fand aber keine ernste Sorge. "Doch, es geht schon. Danke."

"Bringen Sie Frau Raingot doch bitte hoch zu den Schlafräumen", bat Maren ihre Assistentin. Mich sah sie nicht mehr an, bis wir das Büro verließen. Ich hatte eine Erklärung erwartet und sie bekommen. Dennoch fühlte ich mich unwissend, als habe sie mir nur die halbe Wahrheit offenbart. Resigniert folgte ich Frau Bavarro Fernández zum Fahrstuhl und blickte zurück in Marens Gesicht, das immer noch zufrieden neben Dr. Sergejevs auf dem Gemälde grinste.

Wie oft hatte ich darüber nachgedacht, wie es sein würde, Maren wieder gegenüberzustehen. Alle Facetten hatte diese Begegnung

in meiner Vorstellung angenommen. Auf diese Weise hatte ich mir ein Wiedersehen jedoch nicht vorgestellt. Nie kam mir in den Sinn, dass sie aus beruflichen Gründen vor mir stehen würde, mich wie eine Patientin behandeln, ohne geplant zu haben, mich anzuhören. Ein Gefühl der Leere begleitete mich zu den Schlafräumen. Sie stand vor mir, ohne freiwillig auf mich zugegangen zu sein.

"Bringen Sie mich jetzt zu nebeneinanderstehenden Feldbetten und zeigen mir einen Gemeinschaftsduschraum?"

"Sie sind verärgert, warum?"

Ich schüttelte den Kopf. Was wusste sie schon.

Sie grinste und ich staunte, als ich sah, was mit Schlafräumen wirklich gemeint war. Es waren, passend zur Lobby, vollkommen ausgestattete Hotelräume. Die Tür öffnete sich per Spracherkennung und das Erste, was hinter ihr zu sehen war, war eine riesige Glas-

wand, die ein Meer von Bäumen zur Schau gab. Ich blinzelte Frau Stock-im-Po an. Sie lächelte unbeeindruckt. Während wir den Eingangsbereich verließen und links an der Glaswand entlang gingen, kamen wir ohne trennende Tür im Wohn- und Schlafraum an. Ein längliches, hellgrau-meliertes Sofa mit Blick auf das Panoramafenster diente gleichzeitig als Grenze zum Schlafbereich. Hinter dem Sofa befand sich im Boden eingesenkt ein Bett oder eine Matratze. Ich konnte es nicht erkennen. Direkt gegenüber, an der Wand hinter dem Sofa und der Glaswand, hing eine Fotografie eines Urwalds mit mehreren kleinen Wasserfällen. Der Wald erstreckte sich über die gesamte Breite der Wand. Es gefiel mir. Das Kopfende des Bettes, oder zumindest das Kopfkissen, war nicht an der Gemäldewand, sondern gegenüber. Man konnte genau auf dieses Bild voller Grün- und Blautöne blicken, wenn man darin läge.

Am anderen Ende des Raums, wo auch die Glasfront endete, befand sich ein Kamin aus Backsteinen. Er ragte wie ein Relief zur Hälfte in den Raum. Funktionierte der? Unwahrscheinlich. Ich hätte einen Hologramm-Projektor erwartet, aber keinen Kamin, oder zumindest einen alten Beamer. Ich fand aber keine Lautsprecher. Hinter mir lag die einzige Tür im Raum, die zum Badezimmer führte. Ich ging an den Wasserfällen vorbei und entdeckte dort noch mehr unnötigen Luxus. Eine Pool-ähnliche Badewanne, auch im Boden eingelassen, machte für meinen Geschmack die Mitte des Badezimmers wenig sicher. Weiße Fliesen und schwarze Armaturen ließen das Gesamtbild künstlerischer als den Rest des Apartments wirken. Auch hier hingen Gemälde. Sie waren mit einem Kohlestift auf weißer Leinwand gezeichnet worden. Eine Technik, die kaum noch jemand nutzte. Eines betrachtete ich genauer - es erinnerte

mich an etwas. Anna Bavarro Fernández unterbrach meinen inneren Suchbefehl: "Kommen Sie, Sie haben noch lange nicht alles gesehen, was für Sie relevant ist." Ihr linker Arm lag bestimmend im Halbkreis um meine Hüfte, ohne mich zu berühren und ihr rechter Arm zeigte zur Tür, als gäbe es nicht nur den einen Weg. Sie machte den Eindruck, alles unter Kontrolle zu haben, immer freundlich und lächelnd. Diplomatisch - dachte ich, aber furchteinflößend mit den dunklen Augen und dem markanten Gesicht, den hohen Wangenknochen. Ganz anders als Maren. Ich dachte über ihre Worte nach. Ihre Art schüchterte mich noch immer ein, auch wenn sie mühevoll versuchte nett zu sein. Ich fragte mich, wie sie zu dem Job gekommen war und ob sie möglicherweise mit Maren befreundet war. Doch eine Freundschaft zwischen den beiden hielt ich für unmöglich. Wenn es um Berufliches ging, war Maren immer schon äußerst

kühl und distanziert gewesen. Freunde hatte sie damals, als ich sie kennengelernt hatte, keine.

Anna Bavarro hustete. Sie stand wartend in der Türzarge des Badezimmers und deutete in Richtung Ausgang.

"Entschuldigen Sie. Ich bin etwas verwirrt", erklärte ich meine abweisende Art. Es war nicht gelogen. "Was soll das alles? Ich möchte keine Führung, sondern Schmerzmittel und nach Hause!" Ich versuchte wütend und selbstbewusst zugleich zu wirken und befürchtete das Gegenteilige auszustrahlen.

"Nun ja. Seit Ihrer Ankunft ist nicht viel Zeit vergangen. Seien Sie etwas geduldig mit dem Haus. Ich bin mir sicher, dass sich Ihre Fragen im Laufe der Zeit von alleine beantworten werden."

"Im Laufe der Zeit?" Bestimmt wollte sie mich besänftigen. Ich hatte keine Ambitionen meine Gefühle zu unterdrücken. Dass sie das

Ganze 'Haus' nannte, war das einzige beruhigende Wort, das ich seit meinem dummen Entschluss zum Arzt zu gehen, hörte. "Wissen Sie, wie lange ich hier bleiben muss? Was die mit mir vorhaben?"

Ohne weitere Worte, fuhr sie mit der Arbeit fort: "Wir müssen bald in die Stadt fahren, um Dinge zu holen, die Sie hier gebrauchen könnten. Ich meine Kleidung und Hygieneartikel, zum Beispiel. Wenn Sie telefonieren wollen, damit es Ihnen jemand vorbeibringt, wäre es natürlich leichter. Oder wir sehen nach, was vor Ort bereits hilfreich wäre und verschieben die kleine Reise." Sie führte wahrscheinlich oft Menschen herum.

"Ich würde nichts holen, sondern gleich zu Hause bleiben. Ich komme dann gerne wieder, wenn ich muss."

Sie sah mich an, als hätte ich gescherzt: "Sie werden ab jetzt jeden Tag gebraucht." Beim

letzten Wort hob sie ihre Arme und imitierte Gänsefüßchen.

Ich überlegte kurz und wick ihrem amüsierten Blick aus. "O. k., dann schneie ich hier eben jeden Tag rein."

"Und nachts?"

"Und nachts!" Langsam wurde ich wütend.

"Wie schade, dass Sie keine Wahl haben." Ihr Ausdruck war eiskalt. Sie drehte sich zur Tür.

"Ich werde einen Anwalt kontaktieren."

Sie blieb stehen: "Oh bitte", schüttelte sie den Kopf, "tun Sie es. Aber vergessen Sie nicht, dass weder ich noch Dr. Baum Sie festhalten, sondern die Regierung Sie rechtskräftig verpflichten darf, das Zentrum nicht einmal für einen Spaziergang zu verlassen. Und glauben Sie mir, Sie wünschen sich keinen Feind dieser Größenordnung." Ein Augenzwinkern flog in meine Richtung. "Wir werden Ihnen nichts tun, sondern mit der besten medizinischen Versorgung sicherstellen, dass es Ihnen

und Ihrem Sohn gut geht. Die Untersuchungen, die Sie erwarten, sind harmlos und wer weiß, vielleicht retten Sie die Menschheit. Wenn Sie juristisch dagegen kämpfen wollen, sind Sie nicht nur dumm, sondern egoistisch."

Sie ging einen Schritt auf mich zu und ich wich zurück. Ihr Ausdruck war ernst, sie ging einen weiteren Schritt auf mich zu, legte ihren Arm auf meine Schulter und drehte mich zur Tür.

Dass ich Angst hatte, konnte bestimmt sogar Maren zwei Stockwerke unter uns riechen.

"Sie wissen von der Meldepflicht, nehme ich an?"

"Ich weiß, dass Ärzten gedroht wird, ihre Lizenz zu verlieren, sollten Sie Schwangerschaften nicht melden."

"Schwangerschaften mit Verdacht auf männliche Föten", unterbrach sie mich. "Sie sollten überdenken, wie offen Sie in diesem Haus über die Regierung urteilen."

"Hätte ich gewusst, dass ich schwanger bin", wieder unterbrach sie mich: "Ich frage mich, wie Sie es hätten verstecken wollen."

Um eine weitere Ermahnung zu vermeiden, unterdrückte ich meine Meinung zur Abtreibung. "Ja, dann fahren wir zu mir." Ich dachte daran, Johann zu bitten, ein paar Dinge für mich zu holen, um Frau Bavarro nicht mit in meine Wohneinheit zu nehmen. Aber ich wusste, dass er nicht ein einziges treffendes Kleidungsstück einpacken würde.

"Sehen Sie Ihre Zeit hier doch als Urlaub", sagte sie, "aber nehmen Sie das Ganze nicht zu sehr auf die leichte Schulter. Sie werden Mutter." Strenggenommen erwarteten Maren Baum und ihr Forschungsteam meinen Sohn. Sehnlicher als ich.

Nervös kratzte ich am Sitz des Schnellzugs, in dem ich mit der Assistentin wenige Minuten später saß. Anna Bavarro Fernández gab mir endlich die Schmerzmittel, wegen der ich

zum Genesungszentrum gefahren war. "Die werden auch die Übelkeit in Lebenslust umwandeln", erklärte sie mit einem Augenzwinkern.

"Und wieso darf ich nicht alleine nach Hause fahren? Haben Sie Angst, ich könnte weglaufen oder doch nicht zurückkehren? Wofür haben wir denn diese Ortungsimplantate?"

"Falls Ihnen etwas zustößt." Sie schaute aus dem Fenster, auf die bunten Farbkleckse, die wir mit 800 Stundenkilometern hinter uns ließen. "Entschuldigung, ich möchte mich korrigieren, nicht falls, sondern damit Ihnen nichts zustößt."

"Warum sollte mir etwas zustoßen?"

Aber es wäre doch trotzdem möglich zu fliehen, dachte ich. Ich hatte von Menschen gehört, die sich gegen diese Art von Kontrolle und Überwachung ausgesprochen haben, die seit ein paar Jahren herrschte. Die haben sich die Kontrollchips aus ihren Armen geschnit-

ten. Bei der Vorstellung schmerzte mein Oberarm. Ich fasste an die Stelle, an der mein Chip saß. Bei dem Gedanken lehnte sie sich über meinen Arm, um die Fahrt in meinen Chip zu programmieren. Wieder spürte ich ihre kalte Hand auf meiner. Instinktiv schreckte ich zurück. "Ich tue Ihnen schon nichts", beruhigte sie mich, während sie den Abstand zwischen uns vergrößerte. "Oder haben Sie einen permanenten Freifahrtsschein?" Sie schaute fragend zu mir auf.

"Nein."

"Oh, haben Sie etwa ein eigenes Fahrzeug?"

"Nein, auch nicht. Kann sich doch keiner leisten, sowas."

"Wie bewegen Sie sich, zahlen Sie einzelne Fahrten?"

Das Thema interessierte sie brennend. "Meine Beine bringen mich zuverlässig an mein Ziel", entgegnete ich schnippisch.

"Entschuldigen Sie meine Neugierde. Es ist ungewöhnlich, wenn Menschen sich nicht andere Orte herbeisehnen."

"Ich mag meinen Mikrokosmos. Hier ist alles, was ich brauche."

"Sie müssen sich nicht rechtfertigen."

Die Assistentin lehnte sich zurück und blickte während der restlichen Fahrtzeit für nur eine Sekunde von ihrem Chronographen zu mir. Verärgert lehnte ich mich auch zurück.

Spätestens auf dem Weg vom Bahnhof zu meiner Wohneinheit wäre mir klar geworden, dass sie nicht da war, um mich vom Wegrennen abzuhalten. Sie war mein Wachhund. Sie blieb beim Umsteigen in das Taxi dicht neben mir und sah sich immer wieder diskret um. Sie schaute nach hinten, nachdem sie links und rechts feststellte, dass wir das Taxi verlassen und das Wohnhaus betreten konnten. Sie hob mich wie ein Kind aus dem Taxi, hakte sich bei mir ein, damit ich Schritt hielt und

bei jedem Geräusch bewegten wir uns langsamer. Für mich fühlte sich unser Verhalten den gesamten Weg über sehr auffällig an.

"Kann ich im Forschungszentrum Kleidung waschen?", fragte ich. Anna Bavarro hob eine Augenbraue. Ja, Wäsche würde ich waschen können.

"Was haben Sie gelesen?", versuchte sie es mit Smalltalk.

"Was meinen Sie?" War die Tür zu meiner Wohneinheit ein Ort, ab dem sie ohne Beschützerstress mit mir reden konnte?

"Sie haben gelesen, als ich Sie im Foyer suchte." Ich hielt meinen Blick gerade auf den Scanner gerichtet und schloss still die Tür auf.

Im Eingang meiner Wohneinheit wurde mir heiß und kalt. Ich traute mich inmitten dieses Chaos nicht, meine Begleiterin anzusehen. Normalerweise sahen die Frauen, die ich herbrachte, nur das Schlafzimmer und den Flur. Anna Bavarro aber sah meine Interessen vor

sich ausgebreitet. Am helllichten Tag. Überall fielen mir zu viele Bücher und Pflanzen auf, die mir zuvor kein Gefühl der Unordnung vermittelt hatten. Einige der Pflanzen waren längst vertrocknet. Die waren mir in den letzten Wochen, in denen sich Johann von meinen Launen distanziert hatte, nicht aufgefallen.

Nicht nur im Flur ließen Bücherberge kaum Wege, sondern in jedem Raum.

"Fahrenheit 451, ein Klassiker, den wohl jeder kennt. Lustig, oder?", ich redete mit mir selbst.

"Wow!"

"So besonders ist es nicht, Bradbury zu lesen", sagte ich gelangweilt.

"Hier ist es ja wie im All-You-Can-Read!"

Ihre Begeisterung bezog sich auf meine Wohneinheit und mir gefiel der Vergleich, weil ich selbst gerne ins All-You-Can-Reading, ein kleines Café voller Bücher, in dem Heißgetränke nur nebensächlich sind. Meine

Wohneinheit ähnelte aber ganz und gar nicht dem All-You-Can-Read-Stil. "Wie viele Stunden ich dort schon verbrachte", fügte sie hinzu. Die stocksteife Frau konnte ich mir dort jedoch nicht wirklich vorstellen. "Ihr Sortiment ist wirklich sehenswert! Wo haben Sie diese ganzen Bücher her?"

"Ich greife sie hier und da auf", log ich, um den Schwarzmarkt nicht zu erwähnen.

Für mich sahen die Räume plötzlich eher wie das reinste Bücherschlachtfeld aus. Überall standen benutzte Kaffeetassen und überquellende Aschenbecher herum.

"Es tut mir leid, ich hatte keinen Besuch erwartet", verteidigte ich mich.

"Es ist beeindruckend! Ich wünschte, ich hätte noch alle Bücher, die ich je gelesen habe! Leider konnte auch ich kaum etwas mitnehmen ..." Sie dachte also, das wären alle Bücher, die ich je gelesen hatte. Ich schüttelte den Kopf grinsend.

"Was meinen Sie mit auch? Haben Sie Ihre Besitztümer entsorgt? Haben Sie aufgegeben, was Ihnen gehörte? Was ist, wenn Ihnen gekündigt wird?" Panik breitete sich in mir aus. "Muss ich auch alles aufgeben?" Und wie lange werde ich um Himmels Willen bleiben müssen? - dachte ich.

"Ich verstehe, dass Sie Fragen haben. Anders als Sie entschied ich mich bewusst für das Zentrum. Ich befürworte, was Dr. Baum erschafft und nein, mein früheres Leben ist lediglich pausiert und ich hoffe doch sehr, dass ich den Job noch sehr lange ausüben darf!" Sie lächelte. "Ich weiß aber ehrlich gesagt nicht, wie lange Sie bleiben müssen. Ihre Wohneinheit wird vom Staat weiter finanziert, Sie verlieren selbstverständlich nichts und sollten Sie in der Zwischenzeit weitere Dinge brauchen, können wir jederzeit herkommen."

Wir. Alleine könnte ich ja keinen Schritt mehr gehen, so schwanger.

Wir sahen beide auf meine Telefonanlage. Sie summte mehrmals, ohne dass sich eine von uns auf sie zubewegte. Ein Piepton und kurz darauf ertönte Lores kratzige Stimme. Weniger kratzig als gewöhnlich hörte ich, wie sie besorgt in den Hörer flüsterte: "Karly, nicht, dass ich dich beobachte, aber ich sah dich in das Genesungszentrum gehen." Anna Bavarro hob eine Braue, als ich auflachte. "Naja, also du bist bis jetzt nicht wieder rausgekommen und ich mache mir Sorgen. Ruf mich an, wenn du wieder zu Hause bist."

"Wie konnte ich mich nur mit einer Stalkerin einlassen?", fragte ich mich selbst.

"Wie war das?", entgegnete mir eine fragende Stimme. Ich hatte für eine Sekunde vergessen, dass ich nicht alleine war.

Ich packte, ohne viel darüber nachzudenken, um keinen Entscheidungskonflikt in mir zu

verursachen. Die Assistentin stand wie angewurzelt im Eingang. Erst fünfzehn Minuten nachdem wir angekommen waren, fiel mir auf, dass ich ihr nicht angeboten hatte, sich zu setzen oder etwas zu trinken. Sie bat um Wasser und ging in mein Wohnzimmer. Ich huschte mehrere Male an der Tür vorbei und sah sie jedes Mal woanders stehen. Sie war entweder sehr unruhig oder sehr interessiert an meiner Unordnung. Als ich glaubte, das Nötigste gepackt zu haben, ging ich zu ihr. Sie sah sich die Hologramme auf meinen Regalen an und erkannte das Bild eines Strandes. Überrascht sagte sie, dass sie ein ähnliches Bild irgendwo gesehen hatte. "Sie haben Ihren Mikrokosmos also schon mal verlassen." Nach der Feststellung drehte sie sich weg, griff nach meiner Tasche und ging in Richtung Tür.

"Haben Sie alles?"

Mein Blick schweifte noch einmal über meine Besitztümer.

"Ja."

Das Telefon summte erneut. Wieder ließ ich es unbeachtet, bis Lore den Raum einnahm. Anders als wenige Minuten zuvor hörten wir sie sogar, nachdem wir uns die Ohren zuhielten. "Du Miststück, du dreckiges Arschloch! Krank? Wieso bin ich nicht vorher drauf gekommen? Du vögelst deine Ärztin! Putzmunter bist du heute Morgen zu ihr in die Praxis marschiert! Und ich mache mir noch Sorgen! Ha! Du zerstörst mich. Ich werde es dir heimzahlen, deine Wohneinheit in Brand stecken, niemand wird je wieder Spaß mit dir haben!" Ich lachte nicht. Anna Bavarro Fernández sah auch nicht mehr amüsiert aus. "Mich gehen Ihre Beziehungen nichts an, aber Ihre Sicherheit. Wir gehen jetzt."

"Lore ist harmlos", doch während ich es aussprach, zweifelte ich bereits an meinen eigenen Worten.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com